

## Spätantike, frühes Mittelalter und Mittelalter

Winfried Weber, **Die Trierer Domgrabung. Die Ausgrabungen in der Kurie von der Leyen und der Liebfrauenstraße (Südwest-Bereich). Teil 2: Die Befunde.** Kataloge und Schriften des Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseums Trier, Band 7. Die Trierer Domgrabung, Bd. II 2. Selbstverlag des Museum am Dom, Trier 2017. Drei Leinenbände im Schuber, Band 1 mit 462 Seiten und 240 Abbildungen im Text, Band 2 mit 35 Beilagen, Band 3 mit 23 Tafeln.

Diese Publikation des früheren Trierer Museumsdirektors und Ausgrabungsleiters Winfried Weber setzt innerhalb der frühchristlichen Archäologie von Trier neue Maßstäbe. Erstmals sind die Resultate der zahlreichen älteren, zum Teil unpublizierten (u. a. von Theodor Kempf, 1945–1952) und neueren Grabungen (Weber 2000–2003; Abb. 5) im Bereich der ehemaligen Südwestbasilika nach einem einheitlichen System vermessen und in vorbildlicher Weise beschrieben, analysiert, gezeichnet und gedeutet. Die Grabungsschnitte (Taf. 1–23) werden zusammen mit den Höhenquoten ausführlich analysiert und in zahlreichen Profilzeichnungen und korrespondierenden Grundrissen (Beilagen 20–34) veranschaulicht. Jede Bauphase wird durch einen die Einzelbefunde zusammenfassenden Grundriss (Planum) auf den Beilagen 9 bis 19 zur Anschauung gebracht. Der Benutzer dieser Publikation muss den nicht leicht lesbaren, aber klar in Befundaufnahme, Interpretation und Rekonstruktion gegliederten Text sorgfältig studieren, um die Pläne zu verstehen, denn auf diesen sind keine interpretierenden Beschriftungen eingetragen. Im Zentrum steht der Respekt vor der Evidenz der Grabungsbefunde, deren Interpretation eher zurückhaltend vorgebracht wird. Der Text wendet sich an Spezialisten. Unter den datierenden Fundstücken nehmen die Münzen und die Keramik eine besondere Stellung ein. Zusammen mit dem Band von Hiltrud Merten (Die Ausgrabungen in der Kurie von der Leyen [Südwest-Bereich]. Teil 1: Die Funde [Trier 2006]), welcher die Bodenfunde behandelt, ergibt sich ein äußerst differenziertes und wohldurchdachtes Bild von den verschiedenen Bauphasen. Am Ende steht eine hochdifferenzierte Baugeschichte

der etwa einhundert auf fünfundneunzig Meter großen Parzelle im Westen der Liebfrauenkirche, der sogenannten Kurie von der Leyen. Die verschiedenen Bauphasen erstrecken sich auf die Zeit zwischen dem zweiten Jahrhundert und dem hohen Mittelalter, wobei der Akzent eindeutig auf der christlichen Bebauung im vierten und der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts liegt. Wie es scheint, setzte der Hunnensturm von 451 dem christlichen Baukomplex ein schlagartiges Ende.

Seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurden immer wieder Grundrisse und Rekonstruktionen der Südbasilika und ihrer spektakulären Deckenmalereien publiziert, aber es fehlten allemal die Grabungsbefunde, so dass sich in der Forschungsliteratur zahlreiche Unsicherheiten breit machten. Die vorliegende Publikation ist die erste professionelle Grabungspublikation, welche die bisherigen Bedenken, soweit dies überhaupt möglich war, aus dem Wege räumt.

Die Grabungsbefunde der römischen Zeit (S. 25–90; Planbeilagen 9a–9d) erlauben gerade mal die Rekonstruktion einiger Keller, die zu großen römischen Wohnbauten des zweiten Jahrhunderts gehörten. Die Hausparzellen von etwa 19,50 Meter Breite und 29,50 Meter Tiefe liegen an dem von Westen nach Osten verlaufenden 17,20 Meter breiten Decumanus. Es handelt sich um sogenannte Streifenhäuser (Taberna-Typus), wie sie auch in Köln und Xanten ergraben wurden. Die Wohnhäuser selbst können nicht rekonstruiert werden, aber Weber stellt offene und gedeckte Räume, Hof- und Gartenräume mit vereinzelt Brunnen fest. Im Laufe des dritten Jahrhunderts wurde das Gelände stellenweise aufgehöhht, und es kamen weitere Keller, zum Teil mit Gewölben, sowie Hypokauste hinzu. Die Datierung ergibt sich aus einem Antoninian des Tetricus I. (270–274) in einer Planierungsschicht. Die bisherigen Garten- und Hofflächen wurden zugunsten von neuen Räumen mit Hypokausten verkleinert oder aufgegeben. Es zeichnet sich somit eine Siedlungskontinuität vom zweiten bis ins ausgehende dritte Jahrhundert (stellenweise bis in die konstantinische Zeit) ab, wobei erhöhte Bautätigkeit im dritten Jahrhundert festgestellt ist. Dem Usus der Zeit entsprechend wurde im späten dritten Jahrhundert in einem 450

Quadratmeter großen Haus aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ein 5,70 Meter auf 8,10 Meter messender Raum mit einer Apsis versehen und vermutlich als Triklinium verwendet, das beheizbar war. Die teilweise mit Malerei (Abb. 64 und 65), Mosaik und Stuck sowie mit Marmorböden geschmückten Hauskeller (vielleicht bereits aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts) lassen einen gewissen Luxus erkennen, das heißt, einige Hausbesitzer gehörten der wohlhabenden Oberschicht Triers an (S. 90).

Mit der zweiten, christlichen Bauphase (S. 90–153) nahm das behagliche Leben der Hausbesitzer ein abruptes Ende, denn die gesamten Häuser wurden samt den Kellern einplaniert. Der Verfasser hält sich im Hinblick auf diesen doch recht ungewöhnlichen Vorgang auffallend zurück. Aus der Lektüre der Grabungsbefunde ergibt sich nur, dass über römischen Privathäusern des zweiten und dritten Jahrhunderts nach 316/320 eine dreischiffige Kirche errichtet wurde. Zugegeben: was wirklich diesen abrupten Wechsel bedingte, werden wir nie wissen, aber gewisse Überlegungen sollten trotzdem angestellt werden (vgl. B. Brenk, *Die Christianisierung der spätrömischen Welt. Stadt, Land, Haus, Kirche und Kloster in frühchristlicher Zeit* [Wiesbaden 2003] 3–62). Da sich in den Grabungsbefunden weder eine Katastrophe mit Brandspuren noch Zerstörungen noch Leerstand noch Verwahrlosung beziehungsweise Deponie nachweisen lässt, ergibt sich nur ein mögliches – freilich hypothetisches – Szenario: Der Besitzer des vierhundertfünfzig Quadratmeter großen Privathauses wandte sich dem Christentum zu und schenkte seinen Grundbesitz in bester innerstädtischer Lage der Kirche.

Dieses Szenario ist vor allem im Zentrum gewisser Städte der Spätantike gelegentlich anzutreffen. Das beste Beispiel einer christlichen Kultstätte, die über einer privaten Domus an bevorzugter Lage errichtet wurde, ist die Titelkirche Santi Giovanni e Paolo in Rom, die jedoch erst dem frühen fünften Jahrhundert angehört. Der Gründer und ehemalige Hausbesitzer war ein gewisser Pammachius. Wer dieses Szenario ablehnt, müsste glaubhaft machen, dass die Christen in Trier im frühen vierten Jahrhundert bereits so stark waren, dass sie heidnische Villenbesitzer kurzerhand enteignen konnten. Das ist eine höchst unwahrscheinliche These, weil die Kirche es sich in der Zeit nach dem Toleranzedikt nicht leisten konnte, das römische Recht auszuhebeln. Oder soll man annehmen, dass der Kaiser und der Bischof gemeinsame Sache machten, um ein monumentales Kathedralquartier realisieren zu können? Auch diese These ist aus dem soeben genannten Grund schwerlich beweisbar, denn es sind keine unzweifelhaften Indizien für ein kaiserliches Patronat zu erkennen (s. u.). Die Patronatsfrage

gewinnt an Brisanz hinsichtlich der Basilika im nordwestlichen Grabungsbereich (Domfreihof) und unter dem Dom, die nach 326 über einer städtischen Villa errichtet wurde. Die konstantinischen Deckengemälde, die in einem etwa zehn mal sieben Meter großen Raum unter dem heutigen Dom ausgegraben wurden (W. Weber, *Constantinische Deckengemälde aus dem römischen Palast unter dem Trierer Dom* [Trier 1986]), werden wegen ihrer außerordentlichen Qualität von zahlreichen Autoren als kaiserlich deklariert. Es sind jedoch auch Zweifel hinsichtlich des Bezugs auf den Herrscher laut geworden (H. Brandenburg, *Boreas* 8, 1985, 143–189). Die Frage, ob der Kaiser oder ein wohlhabender Privatmann das Terrain mit den konstantinischen Deckengemälden der Kirche geschenkt habe, bleibt vorläufig ohne Antwort. Der Bischof von Trier kommt im frühen vierten Jahrhundert nur als Konzipierer, nicht als Finanzierer von Kirchenbauten in Frage. Dies gilt auch für die Südwestbasilika, die allem Anschein nach auf die Schenkung von Privateigentum an die Kirche zurückzuführen ist.

Der kirchliche Neubau (Abb. 112, 124 und 130), für den sich ein *Terminus post quem* aus der in einem aufgefüllten Keller gefundenen Münze Konstantins I. von 310–311 und von zwei Folles desselben Kaisers von 316 ergibt, war ein im Vergleich zu den gleichzeitigen römischen Basiliken eher ungewöhnlicher Bau, denn das dreischiffige Langhaus war fast quadratisch (Breite 29,70 Meter, Länge 28 Meter) und hatte die erstaunliche Mittelschiffbreite von 14,14 Metern und gerade mal fünf Säulen links und rechts. Die Seitenschiffe waren über sechs Meter breit.

Im Osten schloss ein auffallend geräumiges, einen halben Meter höher liegendes dreiteiliges beheizbares Presbyterium an, dessen rechteckiger Mittelraum für den Klerus 12,67 Meter Breite und 8,90 Meter Länge misst. Auf einem derartigen Grundriss könnte man heutzutage ein komfortables Einfamilienhaus errichten! Ich wähle diesen modernen Vergleich nur, um die respektable Dimension des Presbyteriums zu verdeutlichen, welche wohl mehr repräsentativen als funktionalen Zwecken zu verdanken ist. Der Mittelraum des Presbyteriums war ein ausgesprochener ›Ehrenraum‹, denn er war – wie derjenige in San Sebastiano in Rom – zum Mittelschiff hin mittels einer Dreierarkade geöffnet (Abb. 130). Spuren eines Altars und einer Abschränkung sind im Mittelschiff erhalten.

Mittelschiff und Seitenschiffe hatten flache, bemalte Holzdecken, die auf gleicher Höhe in den drei rechteckigen Räumen des Presbyteriums anzunehmen sind. Der Autor rekonstruiert einen Obergaden mit Fenstern (Abb. 112–130, Planbeilage 10a). Während die

deklariert anikonischen, geometrischen Muster der bemalten Holzdecken (Abb. 112 und 119–122, vgl. W. Weber, »...wie ein großes Meer«. Deckendekorationen frühchristlicher Kirchen und die Befunde aus der Trierer Kirchenanlage. Trierer Winckelmannsprogramm, Heft 17, 2000 [Mainz 2001]) weit verbreiteten, quasi internationalen Mustern folgen, konnte für das Disegno der Architektur, die weder eine echte Basilika noch bloß einen mehrschiffigen Nutzraum darstellen will, bisher nur ein einziger wirklich vergleichbarer Bau nachgewiesen werden, die Südkirche der Doppelbasilika von Aquileja. In Trier und mehr noch in Aquileja spürt man den Willen des Entwerfers zur Einfachheit. In dieser frühen, experimentellen Phase des bischöflich autorisierten Kirchenbaus galt es, einen Kurs zwischen der Skylla des Bauluxus der kaiserlichen Basiliken und der Charybdis eines unansehnlichen und spröden Nutzbaus zu steuern, um ein würdiges Gotteshaus zu schaffen. Dies gelang in Trier mit der Wahl von Spoliensäulen und bemalten Holzdecken, in Aquileja mittels Wandmalereien und polychromer Mosaikböden, um deren Finanzierung sich die christlichen Gemeindeglieder kümmerten. Die bemalten Holzdecken der Südwestbasilika wirken wie ein Bekenntnis zu einer anspruchsvollen dekorativen, aber bilderlosen Kunst; der Auftraggeber und Konzipierer, also der Bischof, scheint sich der Bedeutung des Bilderverbots bewusst gewesen zu sein.

Es folgt die Diskussion kleinerer Umbauten (S. 153–173; Phase II; Beilagen 11 a und 11 b): Der mittlere Raum des Presbyteriums erhielt eine segmentbogenförmige kleine Apsis und wurde mittels zweier Arkaden auf die Nebenräume geöffnet; diese wurden in längsgerichtete Kammern unterteilt. Die Datierung dieser Baumaßnahmen – Terminus post quem 330–340 – ergibt sich aus einer versiegelten Münze.

Die nächste Bauphase (S. 174–218; Phase III a, Beilage 12 a) ist Ende der dreißiger Jahre des vierten Jahrhunderts zu datieren. Sie veränderte den ursprünglichen Bau völlig, denn die Zahl der Christengemeinde muss in nicht einmal zwei Jahrzehnten exponentiell zugenommen haben, so dass eine beträchtliche Vergrößerung der Kirche notwendig war. Das dreiteilige Presbyterium mit seinen Hypokausten wurde aufgegeben, und der ganze Bau wurde auf das Doppelte verlängert, so dass das neue Presbyterium weit im Osten, unter der Liebfrauenkirche zu liegen kam; seine Form ist daher unbekannt, aber die drei Schiffe waren jetzt fast sechzig Meter lang (Abb. 183). So entstand eine der größten frühchristlichen Kirchenanlagen des vierten Jahrhunderts überhaupt. Dabei ist bemerkenswert, dass der nordsüdlich verlaufende Cardo kurzerhand überbaut wurde. Dies war nur mög-

lich, weil das entsprechende Teilstück des weiter nördlich liegenden Cardo seinerseits bereits von der Basilika unter dem Dom (nach 326) überbaut war (Schindler H, Abb. 15). Die Kirche war in Trier – und nicht nur dort – dank der Spendefreudigkeit wohlhabender Privater zum Großgrundbesitzer geworden. Massive kreuzförmige Pfeiler markieren das Ende des Mittelschiffs und den Beginn eines etwa fünfundvierzig Meter breiten Querriegels, der sich nach Süden auf den Decumanus, nach Norden aber auf ein großes, etwas höher liegendes quadratisches Baptisterium öffnet. Weber spricht von »einem querliegenden ›Vierstützenraum‹ als Querschiff« (S. 201), und gleichzeitig sagt er mit Verweis auf die Rekonstruktion (Abb. 186), dass je zwei eingestellte Säulen mit drei Bogen die Vierung von den Querhausflügeln trennten (S. 208). Ein echter Querhausflügel ist jedoch nur im Süden zu sehen. Der nördliche ›Flügel‹ wurde de facto ersetzt durch das Baptisterium, das von Süden her über eine Treppe zugänglich war. Die flache Decke war mit einem prachtvollen geometrischen, abermals anikonischen Muster bemalt (Abb. 182). Fast will es scheinen, dass der Querriegel als Aufmarschraum für die Massen von taufwilligen Kandidaten konzipiert war. Jedenfalls sendet die Topographie unmissverständliche Signale aus, denn das Baptisterium (Abb. 187 und 189), das sich in seiner ganzen Breite nach Süden auf den Vierstützenraum öffnete und daher die Stelle des nördlichen Querhausflügels einnimmt, hat eine sonst kaum je erreichte Wichtigkeit. Unklar scheint nur die Wasserversorgung des Taufraumes zu sein. Der Verfasser plädiert für eine Taufe durch Infusio, also durch dreimaliges Übergießen (S. 216). Dieser Großbau funktionierte bis in die theodosianische Zeit, die gekennzeichnet war durch Germaneneinfälle und Zerstörungen.

Brände dürften sich anlässlich der Eroberung Triers durch die Germanen, die Salvian bezeugt, im Jahr 410/11 und 413 ereignet haben. Die Konsequenzen für den monumentalen Kirchenbau waren drastisch, denn das über sechzig Meter lange Schiff wurde auf acht Joche reduziert, das heißt, eine Mauer durchtrennte den Großbau auf der Westseite des Querriegels (Abb. 206; Phase III b, Planbeilage 12 b), der offenbar nicht beeinträchtigt wurde. Neu wurde die Westfassade mit drei Türen versehen (Abb. 208). Die durch den Brand beschädigte Decke wurde neu bemalt. Das spricht dafür, dass man den reduzierten rechteckigen und dreischiffigen Bau weiterhin als Kirche verwendete, obwohl ein eigentliches Presbyterium nicht zu erkennen ist. Vielleicht behelf man sich mit Holzschranken. Der Autor spricht von einem »eigenständigen Raum, über dessen Funktion keine Hinweise zu finden sind« (S. 242). In dem durch Brand stark zerstörten Baptisterium wurde die

bemalte Decke zwar nicht erneuert, dennoch entstand ein neuer funktionsfähiger Raum (Abb. 207), was dafür spricht, dass der neue Rechteckbau eine Kirche war. Abbildung 208 wird folgerichtig mit »Modell der Kirchenanlage« beschrieben. Die Datierung der Zerstörung ist durch Münzfunde gesichert. Im Baptisteriumsschutt fanden sich Münzen der theodosianischen Dynastie von 388–395, und westlich der Westwand tauchte eine Münze der Zeit 388–402 auf.

Alles spricht dafür, dass dieser Phase der Wiederherstellung nach dem Brand kein langes Leben beschieden war, denn in der folgenden Phase IV a (S. 244–263; Planbeilage 13 a) stürzte der soeben notdürftig instand gestellte Kirchenbau ein, das heißt, nur die Umfassungsmauern blieben aufrecht – aber wie? –, während die Säulen kollabierten. Die Grabung erbrachte einen Zerstörungshorizont mit umgestürzten Säulen, Holzbrandresten, Deckenputzfragmenten und Dachziegeltrümmern. Über all dem legte man eine Planierungsschicht an. Der zerstörte Bau blieb Ruine. Münzen von 388–403 in der Zerstörungsschicht ergeben einen Terminus post quem. Weber denkt an eine Zerstörung der Basilika im Hunnensturm des Jahres 451.

Die Grabungsbefunde der Phasen IV bis VI (sechstes bis elftes Jahrhundert) erbrachten den Nachweis zahlreicher Bestattungen, wie sie in den verlassenen Zonen der Städte seit dem sechsten Jahrhundert üblich sind, außerdem vereinzelte Besiedlungsspuren (Lehmmörtelhaus) sowie die Neugestaltung eines Baptisteriums (Abb. 230). Den ältesten Kern der Kurie von der Leyen bildet ein Dreiraumbau mit Keller des zwölften Jahrhunderts (Phase VII, Beilage 16).

Das dreibändige Werk von Winfried Weber stellt ein Meisterwerk archäologischer Bodenforschung dar. Man erwartet mit Spannung die folgenden Bände, welche die Grabungsflächen im Nordwesten betreffen, denn sie werden zweifellos neue Erkenntnisse hinsichtlich der Doppelbasilika an den Tag bringen, deren Problematik in dieser Publikation nicht berührt wird.